

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Der Pfeiler.

Steht zusammen Hand in Hand!  
Wir tragen die Zeit! Wir tragen das Land.  
Wir sind die Pfeiler künftiger Welt.  
Was soll bestehen, wenn der Pfeiler nicht hält?  
Bedenkt und erkennt:  
Wer sich von unfrem Bunde trennt,  
Bringt den Bau ins Wanken und Schwanken.  
Drum einig im Willen, und eins die Gedanken!  
Jeder Pfeiler trägt schwere Last  
Ohne Ermüden und ohne Rast.  
Heißt sein Sinn doch: Stützen und Halten  
Gegen Stürme und Sturmgewalten!  
Grad oder schief,  
Hoch oder tief:  
Der Zukunft Tempel wird sich fügen,  
Wenn nur die Pfeiler und der Bau genügen.  
So fügt euch ein  
Stein für Stein!  
Stützt und hebt und haltet stand!  
Wir tragen die Zeit! Wir tragen das Land.

Karl Bröger.

### Der Hase.

Von Alfred Polgar.

Der Schneidermeister Sedlak brachte Anfang November einen Hasen nach Hause. „Füttere ihn gut,“ sagte er zu seiner Frau, „auf daß er fett und stark werde und wir zu Weihnachten einen Braten haben.“

Ob der Schneidermeister Sedlak „... auf daß“ sagte, ist nicht sichergestellt. Aber dem Sinn nach lautete seine Rede so, wie ich sie hier wiedergebe. Frau Sedlak hat sie mir gleich anderen Tages, nachdem der Hase ins Haus gekommen war, berichtet.

Frau Sedlak ist die bravste Frau, die jemals für eine fremde Wirtschaft Sorge getragen. Das Nicht-mehr-zu-Flickende flickt sie noch, Sauberkeit ohne Fehl wirkt ihre geschäftige Hand, und Kleider, Wäsche, Schuhe, von ihr betreut, sprächen, wenn sie reden könnten, gewiß „Mutter“ zu ihr.

Sie besitzt kein Kind. Aber als der Hase kam, da hatte sie eins.

Ich habe ihn nie gesehen, doch hat mir Frau Sedlak viel von ihm erzählt. Von seiner Possierlichkeit und seiner Zutraulichkeit, und wie er auf den Pfiff herbeikäme und mit welcher Neugierde und mit welchem Interesse er ihr mit den Augen folge. Und wenn er auch Schmutz und Arbeit verursache, sie trüge diesen kleinen Mühezuwachs gern um des Spases willen, den das Tier mit seinen Kaptiolen und seiner nimmermüden Spiellust bereite.

Der Hase erhielt eine alte Kiste zur Wohnstätt und Abfälle von Küchenabfällen zur Nahrung. Die Küchenabfälle selbst kommen auf den Sedlakschen Mittagstisch.

Und der Hase gedieh. Er bekam einen Bauch und volle Backen. Herr Sedlak sagte: „Er ist schon hübsch rund.“ Frau Sedlak erzählte, ihrem Mann laufe das Wasser im Mund zusammen, so oft er den Hasen nur ansehe. Ihr Lief es in den Augen zusammen, wenn sie dachte, welchem Schicksal der Hase entgegenschwoll.

Daß er so mächtig Fleisch ansahle, erfüllte sie wohl mit hausfraulichem Stolz, und daß dem Weihnachtstisch ein Braten gewiß, war ihr keineswegs eine unangenehme Vorstellung. Jedoch Frau Sedlak hatte auch ein Herz im Leibe, nicht nur einen Magen; und

was des Magens Hoffnung, wurde des Herzens Not. Frau Sedlak vermutete, daß auch ihr Mann, obzwar er's mit keiner Silbe und keinem Blick verriet, ein heimliches seelisches Attachment an dem Hasen im Innersten berge. . . . Aber ich glaube, das trug nur ihr Wille in des Gatten Busen hinein, von dem unbewußten Verlangen beschwingt, es möchte der Schneidermeister das Odium der Rührlosigkeit auf sich nehmen und den Hasen begnadigen.

Der Schneidermeister dachte nicht an derteil. Er setzte das Datum der Schlachtung fest und verpflichtete den Hausmeistersohn, einen gewissen Deutschmeister mit der großen Silbernen, zur Mehrgertat.

Von dem Augenblick an, da das Urteil über den Hasen unwider- rüchlich gefällt war, begann die brave Frau Sedlak über ihn zu schimpfen. Sie sprach von ihm nur mehr per „der Kerl“. Die ganze Wohnung stinte nach ihm, bei Nacht rumore er in seiner Kiste herum, daß man nicht schlafen könne — die Kiste würde längst dringend zum Hetzen benötigt —, und soviel Kohlstrünke und Gemüsemist gebe es gar nicht, wie der Kerl auf einen Sitz verschlingen könne. Am Ende sei sie froh, daß nun bald Weihnachten käme und der lästige Wohnungsinsasse wieder verschwinde.

Nun, das war aber einer faulbide Lüge von Frau Sedlak. . . .

Auch über den Fleischertrag, den sie sich von dem Kerl verspreche, redete sie mit so kummervollem Appetit in der Stimme, daß es klar war, sie übertreibe, vielleicht unbewußt, diese Einschätzung vor sich selbst, um mit dem Gewicht des köstlichen Hasenfleisches ihr Bangen zu erstickten.

Dem Hasen selbst muß das Dilemma seiner Gebieterin aufgefallen sein. Oder gab ihm, der doch nun einmal dahin mußte, ein höherer Venter, womit er der Frau für bewiesene Sorgfalt und Güte danken könne? Genug, er tat, der Hase, wie in solcher Situation ein psychologisch geschulter Hase auch nicht anders hätte tun können:

Er biß Frau Sedlak fest in den Finger.

Freudestrahlend berichtete sie: „Er hat mich in den Finger gebissen.“

Ja, gottlob, nun war unter das Todesurteil, es moralisch stühend, die todeswürdige Lat geschoben. Nun war das verpflichtende Freundschaftsband zwischen Frau Sedlak und dem Hasen von diesem selbst entzweigebissen. Nun war der Appetit auf Hasenbraten: Gerechtigkeit. Fiat!

Sie schluckte trotzdem, die Schneidermeistersfrau, als sie erzählte, wie das Messer des mordgewohnten Schinders seines Amtes gewaltet habe. Sie warf einen Blick zur Seite bei der Erzählung, als spüre sie's wirklich, was das heiße, ein armes Wesen, einen unbefreiwillig rätselvollen, kompliziertesten, mit Gefühl, Bewegung, Gesicht, Gehör, mit allen heiligen Wundern des Lebens begabten Organismus zu vernichten, damit er von anderer Wesen Mäulern zerhaut und zu Nahrungsbrei eingespießt werden könne.

Und es hing noch wie zerrissener Schleier von Betrübniß um das Lächeln, mit dem sie sagte: „So schön fett war er!“

Aber andern Tages die Mitteilung, daß das Fleisch zart wie Hühnerfleisch schmecke, wurde schon in einer Froheit gemacht, deren Sonne kein Fleckchen mehr trübte.

Das Fell ist zum Trocknen aufgespannt; es hat seinen Wert. Ein wenig Fett ist noch in der Speisekammer als Superplus des Feiertagsbratens. Die Wohnung stinkt nicht mehr nach tierischem Excrement. Kein nächtliches Rumoren in der Küche stört den Schlaf der braven Sedlaks.

Aber die alte Kiste ist nicht zu Brennholz zerhackt worden. Sie bleibt Kiste.

Denn Herr Sedlak ist entschlossen, wieder einen Hasen zu erwerben.

Und Frau Sedlak wird, vermute ich, sich vom Fleck weg seelisch so auf ihn einstellen, als ob er schon gebissen hätte.

(Aus der Hasen Sammlung „Gestern und heute“, die in A. Roemmers Verlag, Dresden, erschien.)

# Der Winter unterm Mikroskop.

Beobachtungen auf Island.

Von Alwin Rath.

Mit der Leichtigkeit und Windschnelle einer blauen Sommerhelle schießen wir hoch durch die Eislust über die noch nicht gefrorene Well: des Thorsafusses, der von den Zufürden der Geiser erwärmt wird, dahin, hoch dahin. So hoch, — ab und zu nur trifft uns noch das Aufglänzen des Spiegels aus der Tiefe. Rechts schwebt gemächlich, mit violettem Samt in den tiefen Falten seines königlich weit auswallenden Hermelinmantels, der Hella vorbei. Hinter ihm blendet aus der Glashelle dieser heute über Island stimmenden Kristallluft der rosaglühende Gletschergarten des Vatna-Jökull. Zu seiner Seite aber düffert der Feuerspeer Draefa mit seiner finster schwebenden Rauchaura.

Sonst kein Wölkchen über ganz Island. Ich werfe schon meine Hoffnung, Schneestudien in verschiedenen Höhenlagen der Luft zu machen, in den Thorsa hinunter. Insbesondere die Größe der Flocken in den oberen und unteren Schichten der Sphäre während des gleichen Schneefalls möchte ich ausspionieren. Vielleicht gar auch, wenn mir Luft und Luftwehikel besonders günstig sind, Kristallisationsvorgänge direkt unter der Lupe! Das wäre ein Augenschmaus! Ein Wissenschaftsmaus!

Meine dicken ungefalteten Pelzspitzen machen sich schwerfällig, machen sich vergeblich mit den Glasaugen und Glasaugen des Mikroskops zu schaffen. Das ungefaltete dicke Pelzungeheuer vor mir, mit dem ich durch den Aether brumme, hebt eine Franke klotzig empor, weist spöttisch über das blauprangende reine All hin und schaut mit den Glasaugen in seiner Gorillafrage mich urweltlich ernsthaft lachend an.

Pföpflich aber zieht es, als habe ihm eine unsichtbare Riesenpranke auf den Schädel gedonnert, den wulstigen Fellschopf mit einem Blitruad zwischen die Schultern herunter. Mit einem Blitruad fause ich selbst herum — und lasse mir den schneidendsten, martoreisenden Polbläser, der da jählings vom Gletschergrad des Hofs-Jökull vor uns herabzählt, in den Nacken pusten, freischen. Aber er freischt nicht, er drückt nicht mal. Und doch schneidet es mit Eiseschärfe durch alle Nähte, durch alle Knopflöcher und Fugen, — ja, direkt durch das Gefaß meines altersmüden Südwesers bis auf die Haut.

Ein nabelscharfes Fluidum prasselt mir ins Gesicht, fährt mir im Nu um den Hals und wie ein Eisguß in den Nacken hinunter, peitscht mit der Unsichtbarkeit und Alldurchdringbarkeit des Radiums mir durch Sturmmanntel und Kleidung bis auf den Leib. Ich kann nichts mehr sehen, höre nur noch das Heulen der Maschine. Brenne nur noch im Gesicht und am ganzen ineinandergerümmten Körper wie unter tausend feinsten Stacheln des wütendsten Pol-Orkans. Ich sehe noch eben, wie das Pelzungeheuer vor mir mit plötzlich sehr beweglichen Pranken an den Hebeln und Sicherungen herumflüht, ängstlich ineinandergeduckt wie ich, — da schnauben wir auch schon in steilem Sturzfluge nach unten. Mir ist es gleich. Meinem Wege auf einem Felshorn des Klofa zu Klofs zermettern. Nur aus dieser Eishölle menscheneindlicher Aethersphären!

Auf einem Gletscher des Klofa, zwanzig Meter von einer grünblau abstürzenden, unheimlich dräuenden Kluftspalte, setzt mein verrückter Brodersen tatsächlich auf, dieser blonde tolle Dänenleutnant; landet hier mit der gemächlichen Bravour, wie auf dem grünen Samt einer Frederiksberger Wiese bei Kjöbenhavn.

„Wissen Sie, was das war?“ sind seine ersten Worte — er guckt mit krauser Blondbraune misstrauisch nach oben —, krabbelnd schon das Mikroskop hervor. Ja, streicht über meine Schulter mit einem nickelblühenden Schraubenzieher und hält ihn unter das Okular. „Sehen Sie! — Damit Sie überhaupt noch was davon sehen; beellen Sie sich...! Stütz' ich uns denn umsonst in Gletscherpalten und Krater?“

Was seh' ich?

Mit meiner Brille nichts. Mit der Milbenbrille: ein zartes, opalfarbig durchscheinendes Farbengeflirr von allen fatten Linten des Prismenbandes. Als sei unter den Schleifsteinen von Diamantschneidern weg ein buntbrennender Glitzersteier des kostbaren Staubes über mein Präparatstischchen geflogen. Nach und nach unterscheidet sich in dem gläsernen seinen Hauche Formen, Stäbchen, fein wie die Stäbchenbakterien; sechsseitige zierlichste Zylinder säulen, dünner denn Nabelspitzen, da sie mit bloßem Auge überhaupt nicht erkennbar sind, nur unterm Okular in Erscheinung treten.

Gänzlich unsichtbar schweben sie mit dem Kristallscheiter ihrer Wolken durch das ungetriebene Blau hin, lassen auch wohl jenen Regen aus heiterem Himmel, den wir gar nicht verstehen wollen, in die blühendste Sommer Sonne niederprasseln und sind die Erreger besonders wohliger Gefühle, wenn man auf Island oder da herum sich in das unsichtbare Geheimnis ihres teuflischen Staubschnees verfliegt.

Am dritten Tag danach, mittags, komme ich in Reykjavik, wo wir haufen, mit einem kleinen Pflänzchen in der Hand auf der Schneewiese vor unseres Gastgebers langem Gutshofe an. Die entragerteste Wintersportlerin unter den Pflanzen habe ich glückselig entdeckt, gegen die das Edelweiß und die im Himalaya 6000 Meter hoch in Eis und Hermelin kampierende Saussurea tridactyla Tropenkindern sind. Sie erküht sich fast, wie die zierlichen Süßwasserbraunalgen es zu machen, die unterm dicksten See-Eis fröhlich auf Brautschau schwimmen und hochzeitern. Sie hat nichts von einem dicken Pelz um, wie jene Tropenkindern. Mit ihren nackten Stengeln, mit ihren knospig gepitzten und teilweise doidig entfalten Blüten, ihren loden-

den Hochzeitsfahnen, trotz sie selbst einer Bärenkälte von 40 und mehr Graden. Und mit dem unglaublichen Plegma entwickelt sie mit den ersten Schneeglöckchen ihre winterüberdauernden Blüten und Blätter gemächlich weiter, die Isländerin, die Sibirierin, das unverwundliche Löflkraut.

Brodersens Aeroplan, seine „Bigborg“, steht noch fittigspreitend draußen in der Schneewiese. Ich will ihm meine Wintersportlerin zeigen. Drinnen in meinem Zimmer hockt das Pelzungeheuer auf dem an die Wand genagelten Bett — wie man's in Island macht —, und mit weit vorgebeugtem Blondschoß blinzelt es in die blühende Messingröhre meiner Milbenbrille, neben sich auf dem ein Knäuel roten Garns. Was — roten Garns? Was ist das? Roter Schnee? Ich schlebe des Dänen Dickkopf auf die Seite und blinzelt auch in die Messingröhre.

Ah! Korallen, Purpurkorallen, von jenem tiefen Purpur, der so selten! Tiefglühende Rubine! Oder sind's nur fette rote Deltropfen, die dort unten den orgiastisch wild durcheinandergeschleuderten, fast formlosen Klumpen eines Schmuckstücks von Urmenschen zu bilden scheinen? Ja, fette rote Deltropfen. So anpassungsschlau wie der grönländische Eskimo, der in den nussig schmeckenden frischen Robbenspeck seine Zähne hineinschleift, ist auch schon dies Atom der winzigsten Blutalge. Sie heizt ein, um im Schnee auszuhalten, wird zur säteverwandelnden Chemikerin, wie ja auch unsere heimischen Birken die ihren Stärkeverrat ebenfalls in Fett verwandeln, um mit diesen „Unterleidern“, da sie keine Pelze wie jene Tropenkindern anlegen können, auch über den Winter fortzukommen.

Wo hat er sie entdeckt, die Sphaerella nivalis? Am Sneafells-Jökull. Ich will auch sehen. Wir draußen hin, brummen hin. Wie sieht's aus? Als sei die rote Fahne der Zeit auch über das Eisland gesunken, — und flackere feurig-blutig wie ein Hentersmantel wäthin über Berge und Acker.

Am einem bis auf den Grund knallhart gefrorenen Teich liege ich hinterm Schilf auf dem Eis. Als läge ich auf dem kristallhellen Wasser, so klar sehe ich die Wiese, die im Herbst überschwemmte, unter mir. Dort kraut Morphantie, das bescheidene Lebermoos, den Schlangelrand seines fast eichenblättrigen Laubes hin, dort hängt noch ein müder alterssalber Wedel des Wiesenfuchschwanzes herauf, und neben dem wirren Blütenbüschel der Flatterfusse (Juncus effusus L.) hängt noch ein erfrorener Milchstern traurig in die Smaragdschwertchen seiner Blätter hinab.

Einen silbrig flammenden Lichtstern sende ich hinab zu dem Erfrorenen. In der Rechten halte ich ein saufbidiges Brennglas, breit wie'n Frühstückssteller. Ein Brennglas aus Eis, um Eis zu verbrennen. Was Scoresby gemacht hat, Schießpulver damit entzünden und Holz in der Umgegend des Pols damit in Brand zu stecken — warum soll mich die Polargegend nicht auch zu solchen Exzentriktäten verführen? Ich stecke nur Eis damit in Brand — nicht Viel, wie Scoresby, ja, auch das hat er gemacht — schmelze nur das Eis an. Der leuchtende schmale Lichtstern, der aus der frostigen Linse mit glühender Kraft hervorstrahlt, erzeugt im Innern des Eises, wohin ich nicht tief unter die Oberfläche den Brennpunkt verlegt habe, Schmelzprozesse. Blühende Pünktchen, winzig glimmerige Perlehen, leuchten in der gläsernen Halle des Gefrorenen auf. Wie groß aber erscheinen sie, nun ich mein dickes Brennglas aufs Eis lege und durch sein Linsenzentrum hinabschaut! Beinahe blühtrahlende silberne Lakaienknöpfe! Aber was sehe ich noch, was entlockt mir meine Polarlinse? Die Knöpfe sind ja Nebensache. Darum herum aber entwickelt sich etwas, als sähe da irgendwo im Eis ein magischer Zauberfunkler, direkt ein Spiritist, der mit Blumen aus anderen Dimensionen schmeißt. Hier schließen sich sechs Bergigmeinnichtblätter um den Lakaienknopf, dort sind es Spitzblättchen vom blauen Akelei, weiter rechts hat sich die Küchenschelle an den Lakaien gehängt. Daneben aber ist aus dem Knopf ein Orden geworden, ein prahlerischer Ordensstern, der sechs in minutiöser Filigranarbeit herausziflettelte feine Farnwedelgebilde silberig zusammenkomponiert.

Wo ich mein Brennglas hinhalte, immer schmilzt es wieder solche im Eis verborgen schlummernden Blüten los, die wie die Gespenster der ringum in Flur und Wiese gestorbenen Blumen bleich, farblos, traurig schön anmuten. Milliarden solcher staunenerregenden Kristallwunder schleift ein roher ungefügiger Eisklotz ein, und regelmäßig erblühen sie um das glühende Perlehen, das nichts anderes ist als ein leeres Luftbläschen, das sich im Schmelzprozeß bilden muß, da Eisen ein geräumigeres Volumen als Wasser hat.

Mit meiner Eislinse, meinem Sonnenscheinwerfer, stehe ich vor einem dicken, breitbeinigen Wacholder, einem verkrüppelten Zwergwacholder. Verfröstelt hat er seine Nadeln um die Aeste dicht zusammengeknüpelt. Was wir bei uns nur in arimigsten Frostzeiten auch an unseren Nadelbäumen beobachten, ist hier in der Eiszone des Eislandes zum Normalen geworden. Auf dem struppigen Krüppelzweig sehe ich mit Hilfe meiner Eislinse die Verwandtschaft jener Blumengespenster. Einen Orden für einen eifigen Mathematikus, aus lauter Dreiecken und Quadraten zusammengestrickt, bewundere ich, außerdem wieder eine Blumenpflanzung. Alles zusammen aber in einer einzigen Schneeflocke!

Dies Blumengeheimnis des Winters entdeckte schon 1611 einer, der auch das Geheimnis der Welt entdeckte: Johann Kepler. „Siehe, ein Ding, kleiner als ein winziger Tropfen und mit vollendetem Gestalt begabt, gewiß ein erwünschtes Angebinde für den Liebhaber des Nichts, und nicht weniger passend für den mathematischen Geber, der nichts hat und nichts empfängt,“ schreibt er Wachter von Wachensfeld in seiner kleinen Schneeflocke, die er als Neujahrsgeschenk dem Freunde sendet.

## Brennspiegel.

Unter diesem Titel hat Rudolf von Delius im Walter-  
Seifert-Verlag in Stuttgart-Heilbronn Gedanken und Sprüche ver-  
öffentlicht, die Geist in geschliffener Form bieten.

Es war die größte aller Revolutionen, als zum ersten Male ein  
Tier „Ich“ sagte. Aber in dem Augenblick war es eben kein „Tier“  
mehr. — Wieviele Menschen sind noch Tiere.

Es ist nie zu spät. Jeden Tag ist die Vollendung erreichbar.  
Immer liegt noch eine ganze Welt vor dir.

Der Sinn der Maschine ist: dem Menschen alle maschinenhafte  
Arbeit abnehmen, die Seele entlasten. Und nun hat im Gegenteil  
die Maschine den Menschen selber zur Maschine gemacht. Gibt es  
ein schlimmeres Mißverständnis!

Eine Leidenschaft ist nur zu besiegen durch eine andere stärkere  
Leidenschaft. — Ihr Lehrer entzündet doch diese große Flamme, die  
alle kleineren verschlingt.

Es gibt keine „Tiefen“ der Seele. Die Seele ist ganz einfach.  
Wo Leute von den Abgründen der Seele reden, meinen sie Selbst-  
täuschungen und Irrtümer, die in Nebel gehüllt sind. Darum: je  
höher die Seele entwickelt ist, um so klarer ist sie und um so ein-  
facher.

Kein höherer Genuß als Menschengenuß. Kindern, genieset  
einander! Eine herrliche, feine, tiefe Kunst!

Die Frau ist niemals Eigentum. Eigentum können nur Sachen  
sein. — Habt ihr schon den unverfälschten Klang in der Stimme der  
Männer gehört, wenn sie sagen: „Meine Frau“.

Das „Ideal des Weissen“ ist ganz albern und unwahr: jeder  
Mensch macht Dummheiten, das gehört nun einmal zum Leben.

Den freien Menschen kann die Wahrheit niemals unglücklich  
machen. Wissen selber ist Glück.

Kunst ist Konzentration des Gefühls, nicht Uebertreibung.

Der Kosmopolit spricht: „Wo Bäche sind, hab ich ein Vater-  
land; wo Bäume stehen, bin ich zu Hause, wo Blumen blühen, ist  
meine Heimat“.

Wer sagt: „Nur dies noch, dann bin ich wohl glücklich“, der  
wird nie glücklich.

Leider hat der Mensch zugleich mit dem Denken sofort auch das  
Büßen gelernt.

Kungurte sagt: „Wir wissen von Gott nichts, im übrigen ist all  
das nicht sonderlich wichtig. Seht zu, daß ihr den Menschen versteht  
und das Leben“.

## Der Entdecker der Schutzimpfung.

Zu Jenners 100. Todestag, 26. Januar.

„Steig, Pockenimpfung, Himmelsmaid, herab zu uns!“ Mit  
diesen weniger poetischen als gefühlvollen Worten begann der  
enallische Dichter Donne einen Hymnus auf Dr. Jenner und seine  
großartige Entdeckung der Schutzpockenimpfung. Wir können uns  
heute die ungeheure Begeisterung kaum noch vorstellen, die die  
Menschheit erariff, als es endlich gelungen war, ein wirksames  
Mittel gegen die furchtbare Blatternkrankheit zu finden, die da-  
mals die meisten Menschen befiel und ihren Stempel in den  
gräßlichen Narben zurückließ, wenn sie nicht den Tod hervorrief.  
Es ist begreiflich, daß man den Beseitiger dieser Seuche in einer  
Zeit, in der jeder zehnte Mensch an den Pocken starb, als einen  
Erlöser feierte. Seine Entdeckung verbreitete sich im Fluge über  
die Welt. In Holland und in Genf predigten die Geistlichen von  
der Kanzel herab über den Segen der Impfung; in Südamerika  
und Unteritalien wurden feierliche Prozessionen veranstaltet, deren  
Abschluß ein großes Impffest bildete. Bei uns in Deutschland  
feierte man den „Geburtstag der Pockenimpfung“, den  
14. Mai 1796, viele Jahre als Erinnerungsfest, und die Kaiserin  
von Rußland befahl, daß das erste geimpfte Kind den Namen  
„Baccinoff“, nach den Vaccinen, der heilsamen Kuhlymphe, er-  
hielt und auf öffentliche Kosten erzogen wurde. Die spanische Re-  
gierung sandte 1803 eine besondere Expedition aus, um die  
Pockenimpfung in allen spanischen Besitzungen der alten und neuen  
Welt zu verbreiten; und diese Expedition umsegelte die Welt, um  
überall die Kunde von dieser großen Tat hinzubringen. Innerhalb  
der erstaunlich kurzen Zeit von sechs Jahren verbreitete sich die segens-  
reiche Entdeckung über die ganze Erde, und der Name Jenners war  
in aller Munde. Als Napoleon nach dem plötzlichen Friedensschluß  
von Amiens eine Anzahl von Engländern noch gefangen zurückhielt,  
suchte man ihn durch die Vermittlung hoher Diplomaten vergeblich  
zur Freilassung der Leute zu bewegen. Als aber Josephine ihm sagte,  
daß auch Jenner sich für das Los dieser Unglücklichen verwendet habe,

da rief Napoleon aus: „Einem solchen Namen kann man nichts ab-  
schlagen,“ und gab die Gefangenen frei.

Der einfache Landarzt, der die „Himmelsmaid“ der Pocken-  
impfung für die Menschheit herbeirief, Edward Jenner, war ein  
edler, uneigennütziger Mensch, der nicht nur als Arzt, sondern auch  
als Naturforscher Hervorragendes geleistet hat. Er beschäftigte sich  
nicht nur mit Biologie, sondern auch mit der Geologie und Vogel-  
kunde, war ein begeisteter Musiker und ein erfolgreicher Dichter, der  
hübsche Verse machte und seine grundlegenden Entdeckungen in einem  
klassisch klaren Stil zu Papier brachte. Da der Prophet nun ein-  
mal im Vaterland nichts gilt, so kam auch für ihn die Anerkennung  
in der Heimat erst zuletzt, und die Sammlung, die man als Geschenk  
für ihn veranstaltete, genügte gerade, um ihm die Kosten zu ersetzen,  
die seine 21jährigen Studien und Versuche über Pocken verschlungen  
hatten.

Als Jenner Medizin studierte, da war es die große Sehnsucht  
aller Aerzte, ein Mittel gegen die Pockenseuche zu finden. Und  
Jenner hatte bereits eine ganze Anzahl von Vorgängern, die den  
Weg der Schutzimpfung erkannten, aber ihren Wert noch nicht ein-  
wandfrei beweisen konnten. Was über Impfungen aus China und  
dem Kaukasus berichtet wird, ist nicht zuverlässig, aber schon 1713  
veröffentlichte der Grieche Timoni eine Schrift, in der er angab,  
wie man mit Blatterngift infizierte Nadeln zur Impfung des Ge-  
sichtes benutzen könne. Die bekannte Lady Montague führte  
diese von Timoni angegebene Methode in England ein und hat da-  
von in ihren berühmten Tagebüchern erzählt. Auch in Deutschland  
unternahm damals ein Arzt Joh. Ernst Bredem den ersten gesüg-  
elten Impfsversuch. Als sich im Jahre 1764 die Pariser medizinische  
Fakultät mit der Impfsfrage beschäftigte, erzielte man noch keine  
Uebereinstimmung der Ansichten, und das Impfen galt weiter als  
gefährlich. Man hatte bis dahin nur die künstliche Impfung mit  
echten Menschenblättern betrieben, die sogenannte „Variolation“;  
Jenner verhalf der „Vaccination“, der absichtlichen Einführung  
des Kuhpockenreggers in den menschlichen Körper, zum  
Sieg. Während seines Studiums hörte er, daß die auf den Men-  
schen übertragene Kuhpocke vor den Blattern schütze; ein holländi-  
scher Arzt namens Schlimmer, der holsteinische Schullehrer Plett und  
der Göttinger Landwirt Böse hatten das schon deutlich ausgeprochen.  
Aber es war trotzdem eine Großtat Jenners, daß er am 14. Mai  
1796 den achtjährigen Knaben James Phipps mit der Vaccine einer  
Kuhmagd, namens Sarah Nelmes, impfte und den Erfolg erzielte,  
daß die im gleichen und in den folgenden Jahren vorgenommenen  
Impfungen mit echten Menschenblättern dem Knaben nichts mehr  
anhängen konnten. So war die Schutzkraft der Vaccine einwand-  
frei festgestellt, und Jenner ging nun noch einen Schritt weiter,  
indem er mit der vom Menschen reproduzierten Vaccine impfte.  
Er ist mithin auch der Entdecker der hochwichtigen Tatsache ge-  
worden, daß der Mensch selbst eine genügend kräftige Lymph-  
produziert, die durch mehrere Generationen ihre Wirksamkeit behält.  
Alle Methoden der Schutzimpfung gehen letzten Endes auf ihn zurück.

## Der Fußtritt des Grafen.

Es war im Jahre 1781 zu Wien; der Erzbischof von  
Salzburg, Graf Hieronymus Colloredo war anwesend, um dem  
kaiserlichen Hofe aufzuwarten. Unter dem zahlreichen Gefolge des  
gestrengen Herrn befanden sich auch Mitglieder der Salzburger Hof-  
kapelle, die in Wien ihre bedeutende Kunst zu zeigen hatten. Der  
Begabteste von ihnen, dessen Spiel schon Weltberühmtheit besaß,  
fühlte sich durch die harte und herrische Behandlung im erzbischof-  
lichen Dienst unglücklich und hätte ihn gern verlassen. Sein Ent-  
lassungsgesuch hatte man ihm ungnädig abgelehnt, deshalb erfüllte  
er seine Pflichten nur noch mit größtem Widerwillen. Der Erz-  
bischof mußte wohl den inneren Widerstand des jungen Künstlers  
gemerkt haben und erteilte ihm den Befehl zur Abreise nach Salz-  
burg. Vorher wurde der Konzertmeister noch zu „Seiner hochfürst-  
lichen Gnaden“ befohlen.

„Nun, wann geht er denn, Bursche?“

„Ich habe wollen heute nacht gehen, allein der Platz war schon  
versteht.“

„Er ist der lieblichste Bursche, den ich kenne, kein Mensch be-  
dient mich so schlecht wie er! Ich rate ihm, heute noch wegzugehen,  
sonst schreibe ich nach Haus, daß die Befolgung eingezogen wird. . .  
Er hat 500 Gulden Befolgung. . . Lump, Lausbube, Feg — — —“

„Sind also Euer hochfürstliche Gnaden nicht zufrieden mit mir?“

„Was, er will mir drohen, o er Feg! Dort ist die Tür, schau er,  
ich will mit einem solchen elenden Buben nichts mehr zu tun haben!“

„Und ich mit Ihnen auch nichts mehr.“

„Also geh er.“

„Es soll auch dabei bleiben, morgen werden Sie es schriftlich  
bekommen.“

Der junge Musiker, den diese Behandlung des geistreichen Herrn  
noch mehr erbittert hat, schreibt in den nächsten Tagen ein Ent-  
lassungsgesuch aufs andere, ohne seine Freiheit zu erhalten. Schließ-  
lich fertigt er noch ein letztes „Memorial“ an, welches er dem Erz-  
bischof selbst überreichen wird. Der Oberkammermeister, Graf  
Arco, will den aufgeregten Künstler nicht zum Audienzimmer  
vorlassen und befördert den eindringlichen Bittsteller schließlich mit  
einem Fußtritt zur Tür hinaus. . .

Der Graf Arco und sein ebenso autokratischer Herr haben seit-  
dem eine berühmte Berühmtheit gehabt, den er, den sie so be-  
handelten, war der damals 25jährige Wolfgang Amadeus  
Mozart, einer der größten Tonmeister aller Zeiten. R. W.

## Wissen und Schauen

**Die ersten Haushunde.** Interessante Streiflichter aus der Entwicklungsgeschichte des Hundes entwirft Dr. Max Hilzheimer in der „Natur“. Bevor sich der Mensch an die Zähmung des großen, wehrhaften Wildhundes, des Wolfes, machte, hatte er in seinem kleinen Vetter, dem Schakal, schon einen Begleiter gefunden, der sich ihm gewissermaßen von selbst aufgedrängt hatte. Überall finden wir in den ältesten Kulturen zu Beginn der jüngeren Steinzeit einen kleinen Hund, dessen Schädel noch eine überraschende Ähnlichkeit mit dem des Schakals hat. Andererseits zeigte er engste Beziehungen zu unsern modernen Spitzern, Pinschern und Terriern. Da er zuerst bekannt wurde aus den in Sumpf und Torf versunkenen Schweizer Pfahlbauten, erhielt er den Namen „Torfspitz“. Den Stammvater des Torfspitzes haben wir wohl unter den aflatischen Schakalen zu suchen. Daß diese schon gewissermaßen prädestiniert waren, Haustiere zu werden, geht aus ihrer ganzen Lebensweise hervor. Die Hunde sind nicht in ausgesprochenem Sinne Raubtiere, und die Schakale sind im wahrsten Sinne des Wortes Allesfresser. Diese Unabhängigkeit von der Art der Nahrung erleichtert die Haltung bedeutend. Außerdem folgen sie auch tagelang den Karawanen, nähren sich von den Abfällen und sind so dreist und wenig scheu, daß sie bei jeder Gelegenheit ins Lager kommen, um hier zu fressen. Dazu kommt, daß sie einen, jedem indischen Jäger wohlbekannten Warnruf bei Annäherung eines größeren Raubtieres ausstoßen. So gehört nur eine geringe Aenderung der Lebensweise dazu, um aus dem wilden Schakal ein zahmes Tier zu machen. Der alte Torfspitz ist in der reinen Form wenigstens in Europa überall ausgestorben, doch hat er sich in manchen Außenbezirken primitiver Kultur erhalten, so bei den Bantas auf Sumatra. Ihnen dient der Hund, der Battaspitz, vornehmlich zum Wachen einer Gefasr. Außer unseren modernen Spitzhunden ging wohl noch eine zweite Gruppe von Hunden aus dem alten Torfspitz hervor, das sind die Rassen, die wir in Deutschland als Pinscher, Rattensänger oder Schnauzer bezeichnen, die Engländer aber als Terrier.

## Gesundheitspflege

**Bösartige Geschwülste.** Trotz der vielen experimentellen Arbeiten der letzten Jahre ist es doch nicht gelungen, viel tiefer in das Wesen und die Entstehungsweise der Krebsgeschwülste einzudringen. Man hat als Ursache „wildgewordene Zellen des Körpers“ gefunden, die infolge eines Reizes sich durch „überstürztes“ Wachstum vermehren, das sich äußerlich durch schnelles Größenwachstum bemerkbar macht. Schmerzen fehlen in den meisten Fällen ganz oder sind nur unbedeutend, und das gerade ist für den Kranken verhängnisvoll, denn er achtet nicht weiter auf die schmerzlose Anschwellung; er macht vielleicht Umschläge, bis ihn schließlich das dauernde Größerwerden doch beunruhigt und ihn zum Arzt treibt. In vielen Fällen ist es dann aber schon zu spät. Die Geschwulst hat inzwischen angefangen, mikroskopisch kleine Geschwulste abzustoßen. Diese gelangen in die Blutgefäße oder in die Lymphbahnen; hier werden sie mit fortgespült und kommen in andere Gegenden des Körpers, setzen sich dort fest und fangen an, zuerst langsam, dann schneller zu wachsen. Oft erkennt man gar nicht die Geschwulst, die den Ausgangspunkt bildet. So kann sie sich z. B. in der einen Niere bilden, erbsen-, bohnen- oder gar nußgroß werden, ohne daß sie dem Kranken Beschwerden macht; die andere Niere übernimmt dann die Leistung der kranken. Oft macht sich nur eine auffallende Gewichtsabnahme bemerkbar, die trotz unveränderter Lebens- und Ernährungsweise allmählich eintritt und durch vermehrte Nahrungsaufnahme nicht aufzuhalten ist. Inzwischen sind von der Geschwulst Teile verschleppt worden und beginnen in anderen lebenswichtigen Organen ihr verderbbringendes Wachstum, z. B. in der Leber, in der Lunge oder gar im Gehirn. Während man im Beginn durch Entfernung der einen Niere mit ziemlicher Sicherheit das Leben hätte erhalten können, ist der Mensch jetzt reitungslos dem Tode verfallen. Der ganze Körper ist vielleicht schon mit Geschwulstteilen übersät. Der allgemeine Körperverfall entsteht, wie man annimmt, entweder dadurch, daß die Geschwulst die Ernährungsstoffe zu ihrem schnellen Wachstum den Organen des Körpers entzieht, oder dadurch, daß sie Giftstoffe bildet. Die bösartigen Geschwülste zeichnen sich auch durch die besondere Art ihres Wachstums aus. Während eine gutartige Geschwulst die benachbarten Organe nur verdrängt, bei Seite drückt, wächst die bösartige in die Organe hinein und wandelt sie in Geschwulstmassen um. Dadurch hört das Organ natürlich auf, seine Funktion zu erfüllen.

## Naturwissenschaft

**Eine Hefefabrik im kleinen.** Es gibt manche Insekten, welche Hefen, Schimmelpilze oder Bakterien in ihrem Körper geradezu züchten und ihnen geradezu besondere Organe als Wohnstätten zur Verfügung stellen. Professor Lindner in Berlin hat kürzlich auf die wunderbare Symbiose hingewiesen, die zwischen dem Brotkäfer und einer Hefe besteht. Diese züchtet der Käfer in zahlreichen rosettenförmig im Mitteldarm angelegten Blindsäcken, und zwar in solchen Massen, daß das Tier gewissermaßen eine Hefefabrik im kleinen darstellt. Die Blindsäcke des Darmes und zwei am Hinterleib noch besonders angelegte lange Schläuche sind prall erfüllt von Hefemassen, wie eine gut gestopfte Preß- und Schlackwurff. Der zwei Millimeter lange Käfer dürfte schätzungsweise etwa zehn Milli-

onen Hefezellen beherbergen. Jedes Ei, das den Körper dieses kleinen Insektes verläßt, bekommt auf seiner Schale einen Hefeleberzug, der von der jungen Larve beim Durchfressen der Schale zum Teil mitverschluckt wird. So infiziert sich die Larve gleich wieder mit der Hefe. Über die Bedeutung der Hefe in diesem Käfer, der im trockensten Brot und im Schiffszwieback lebt und hauptsächlich von Stärkekörnern seine Existenz fristet, herrscht noch keine rechte Gewißheit. Aber auch die Brotbäckerei bevorzugt ja die vitaminreiche Hefe vor dem Backpulver, das keine Vitamine enthält. Sie kann sich jetzt auf den kleinen Parasiten berufen, der dafür sorgt, daß die stärkemehlhaltige Nahrung in seinem Darm ordentlich durch Hefe verarbeitet wird. Ob da im Darm eine alkoholische Gärung stattfindet, ist noch nicht festgestellt. Jedenfalls wird der Brotkäfer als ein Schutzbeispiel für Hefe-Symbiose in unserem naturkundlichen Unterricht noch eine große Rolle spielen. M.

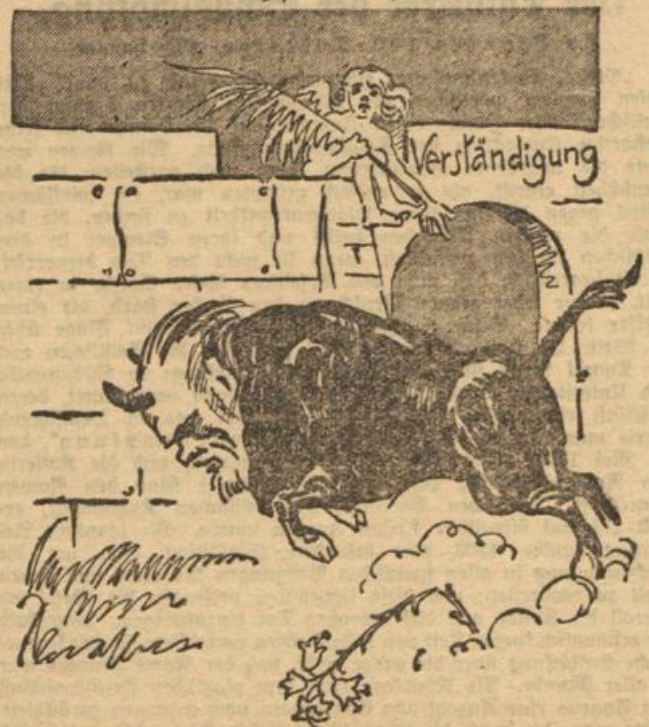
**Legt die Kreuzotter Eier?** Fragt man in einer otkernfreien Gegend die Förster, auf welche Weise sich die Kreuzotter vermehrt, so bekommt man meist widersprechende Antworten. Die einen behaupten, die Kreuzotter lege Eier wie andere Schlangen, die anderen, sie bringe lebendige Junge zur Welt. In Wirklichkeit ist an beiden Ansichten etwas Richtiges; denn die Kreuzotter legt ganz dünn-schalige Eier ab, die jungen Tiere sind aber in diesen Eiern schon vollkommen fertig entwickelt und sprengen die Hülle sofort, so daß auf diese Weise lebendige Junge zur Welt kommen. Diese Vermehrungsweise ist unter den Reptilien nicht selten; von einheimischen Tieren finden wir sie u. a. bei der Berggeckko, Blindschleiche und Blattnatter.

## Erdkunde

**Der Wasserhaushalt des Inlandeis.** Daß auf die Tertiärzeit der Erde mindestens eine ihrer großen Eiszeiten gefolgt ist, wird von der modernen Geologie allgemein angenommen. Nachdem man früher an der Hand von Lofjells Drifttheorie an auf dem Rücken einer Flut treibende Eismassen gedacht hatte, welche uns die großen erratischen Blöcke zuführten, nimmt man jetzt nach dem Borgang Torells an, daß hier Inlandeis mit wachsender und schiebender Bewegung bestand.

Nun behauptet Dr. Jenzsch (in der „Geologischen Rundschau“, Heft 6/8), daß auch hierbei große Wassermassen mitwirkten, ohne die eine Verfrachtung des Gesteins nicht hätte geschehen können. Wenn auch im Zentrum der Vereisung die Lufttemperatur tief unter dem Gefrierpunkt stand, so gab es doch zwischen diesem Zentrum und dem Außenrande Gebiete, wo zum mindesten zeitweise die Lufttemperatur höher als der Schmelzpunkt wurde. Bewirkt wurde dies durch die nie ganz fehlende Sonnenstrahlung, die Wärmeabstrahlung des Erdkörpers, die Reibung des Eises u. a. So entstanden Schmelzwasser, die sich abwärts stürzend mit dem schon vorhandenen Grundwasser vereinigten, und damit große subglaziale Ströme, deren Mächtigkeit teilweise von den Jahreszeiten abhängig und erklärlicherweise im Sommer am stärksten war. Damit wurde das Inlandeis vorwärts geschoben und seine Endmoränen, von denen wir ja auch in der Mark Proben haben, sind nicht immer als Stillstandslagen zu betrachten, sondern können recht wohl von wachsenden Eismassen überstiegen worden sein.

## Mit dem Kopf durch die Wand.



Monsieur Poincaré, wollen Sie nicht lieber einmal den Weg probieren?